

# Helle und dunkle Welt

Autor(en): **Häggi, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatbuch Meilen**

Band (Jahr): **3 (1962)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-953717>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## HELLE UND DUNKLE WELT

*Von Rudolf Hägni (1888–1956)*

Ein herrlicher Sommernachmittag in den Ferien. Ganze Grüpplein angelnder Knaben sitzen und stehen auf dem Dampfschiffsteg und zu seiner Rechten und Linken am Ufer, um eines der silberschuppigen Fischlein zu ködern. Nahe der Oberfläche ziehen von Zeit zu Zeit ganze Schwärme von Weissfischen, «Laugeli» und «Schwööli», vorüber, die aber von den kleinen Anglern verschmäht oder nur höchst gnädig in Kauf genommen werden, wenn ihnen kein besserer Fang glücken will. In der Tiefe, rund um die dicken Pfosten des Steges, stehen regungslos die hell- und dunkelgrau gestreiften Barsche, «Hüürli» und «Egli». Nur ein kaum merkliches Fächeln mit den Flossen und das lautlose Heben und Senken der Kiemendeckel verrät, dass Leben in ihnen ist. Diesen Räubern gilt das ganze Sinnen und Trachten der angelnden Knaben. Sie allein bringen es fertig, dass die wildesten Rangen, die in der Schule keine Minute stillsitzen können, all ihre Wildheit und zappelige Ungeduld vergessend, stundenlang am Boden liegen, ohne sich zu bewegen und ohne ein lautes Wörtlein zu sprechen, nur darauf bedacht, die äusserst vorsichtigen und misstrauischen Tiere schliesslich doch noch zu überlisten.

Auf der Hafenummauer drüben, welche die kleine Bucht gegen aussen abschliesst und vor dem Wellengang des offenen Sees schützt, haben es die kleinen Angler vor allem auf die Rotaugen, «Rötteli» und «Rottelen» abgesehen, die zwar bei weitem nicht so schmackhaft sind wie die Barsche, aber ihre besondere Sympathie geniessen, weil die roten Flossen zusammen mit dem silberschuppigen Kleid einen prächtigen Anblick bieten.

Wie ich es liebte, das grüne Geheimnis dort in der Tiefe, wo sich ganze Wäldchen von Seegrass und Laichkraut ausbreiteten! Schon die zierliche Form der beweglichen, biegsamen Pflänzchen erweckte mein tiefstes Wohlgefallen. Die kleinste Bewegung des Wassers fingen sie auf und machten sie mit. Wenn sie sich sanft wie die Gräser im Winde wiegten, empfand ich das als etwas unsäglich Wohliges – wie das Streicheln einer lieben, gütigen Hand.

Diese Tiefen waren stets in geheimnisvolles Dämmer gehüllt; nur ein silbernes Aufblitzen von Zeit zu Zeit verriet, dass sich auch dort unten verborgenes Leben abspielte; aber dieses Blitzen genügte, um daraus die schönsten Märchen zu spinnen: Von Wasserschlössern und

kristallinen Höhlen, Nixen und Wassermännern, goldenem und silbernem Geschmeide aller Art. Wer die Sprache der Fische verstünde, dachte ich, der könnte wohl manches Geheimnis erlauschen, denn wenn sie auch stumm erscheinen im menschlichen Sinne, eine Sprache müssen sie dennoch haben, freilich nur eine hauchfeine, ja lautlose, die unsere stumpfen Ohren nicht vernehmen.

Und nicht minder entzückte meine Sinne das Wechselspiel von Licht und Schatten, wenn plötzlich eine dunkle Fläche sich erhellte wie ein Gesicht, das ein Lächeln verschönt, oder wenn eine lichte in blaugraues, geheimnisvolles Dunkel versank wie in tiefes Nachdenken. Die Erinnerung an diese Sommernachmittage im Umkreis der stillen, malerischen Bucht gehört für mich zum Schönsten und Glückseligsten, was mein Gedächtnis an Landschaftseindrücken aus der Jugend aufbewahrt hat. Ganz unwirklich, wie zarte, lichte Träume, kommen mir diese Stunden heute vor.

Und eben darum hat sich mir wohl das kleine schmerzliche Erlebnis, von dem ich jetzt erzählen will, als etwas weit Schrecklicheres in die Seele eingebrannt, als es andern erscheinen mag, und mich jahrelang mit blutigen Traumgesichtern geängstigt und aus dem Schläfe aufgeschreckt, weil es zu dem friedlichen Bilde, welches die Zürichseelandschaft an jenem Sommernachmittag bot, in schroffem Gegensatz stand und jene andere Seite der Welt enthüllte, die aus dem Dunkel geboren und dem Bösen verhaftet ist. Und auch die beiden Spieler oder Träger der Handlung kommen mir jetzt in der Erinnerung wie die Repräsentanten dieser zwei Welten vor: der lichten und der dunkeln. Hellblond und harmlos gutmütig mit offenem Gesicht der eine, schwarzhaarig und zänkisch der andere.

Wir standen auf der Hafenummauer — unser vier, fünf Kameraden unterschiedlichen Alters — und liessen die Angelschnüre ins Wasser baumeln. Bis jetzt war kein Widerwort gefallen; die träumerische Stille und der nachmittägliche Friede übten auch auf uns ihre besänftigende und einschläfernde Wirkung aus. Zudem hatten wir Ferien, waren aller Fesseln ledig — es fehlte nichts zu unserem Glück. Selbst die Häuser jenseits der kleinen Bucht an der Seestrasse drüben schienen zu schlafen und zu träumen; kein Laut unterbrach die Stille.

Da tauchte am Hafendamm ein grösserer Bursche auf, den wir alle wegen seiner Streitsucht und Unversöhnlichkeit fürchteten. Sein unverträglicher Charakter war ihm ins Gesicht geschrieben; er war ausnehmend hässlich. Ohne ein Wort des Grusses gesellte er sich zu uns, pflanzte sich breitbeinig neben unserem Kameraden Emil auf und warf die Angelschnur hart neben der seinigen ins Wasser. Plötzlich

stiess er einen lauten Fluch aus, schmetterte seine Rute zu Boden und erklärte, Emil habe soeben einen grossen Fisch verscheucht, der sich seiner Angel genähert und den er sonst todsicher erwischt hätte.

Wir waren wie aus den Wolken gefallen, am meisten jedenfalls der Angeschuldigte selber, der ruhig dagestanden hatte, wie wir andern auch, die Rute in der Hand, den Blick auf den schwimmenden Kork gerichtet. Von Verscheuchen konnte keine Rede sein, oder dann war es jedenfalls ganz unabsichtlich geschehen. Aber der Grosse bestand nicht bloss auf seiner Behauptung, sondern versetzte Emil jetzt einen so heftigen Stoss in die Seite, dass er ins Wasser gestürzt wäre, hätte er sich nicht noch im letzten Augenblick an den Friedensstörer anklammern können. Möglich, dass dieser Emils Bewegung missverstand und als Gegenangriff deutete, jedenfalls drang er jetzt wütend auf den Jüngern ein, schubste, stiess und schlug ihn und überschüttete ihn mit wüsten Schimpfwörtern, und Emil musste, wollte er sich seiner Haut erwehren, wohl oder übel ebenfalls zupacken.

Im Handkehrum war auf der schmalen Mauer draussen, die auf beiden Seiten von den Fluten des Sees umpült wurde, ein wildes Handgemenge im Gange, das uns vor Schrecken fast erstarren liess, denn der Grosse versuchte ganz offensichtlich, den Kleinen über die Mauer hinauszudrängen und in die Tiefe zu stürzen. Wäre es nur ins Wasser gewesen, so hätte das nicht allzuviel auf sich gehabt, denn Emil war ein guter Schwimmer und hätte sich auch in den Kleidern über Wasser halten und die kurze Strecke bis ans Ufer schwimmend zurücklegen können. Aber der Aussenseite der Mauer entlang waren grosse Blöcke gelagert, sogenannte Vorlagsteine, mit messerscharfen Kanten und rauhen Flächen. Wenn einer da hinunterstürzte, so musste er an den Steinen entweder den Kopf einschlagen oder sich das Gesicht zerschneiden.

Ich werde den Anblick nie vergessen: das von Hass verzerrte und von Zorn gerötete Gesicht des Grossen und die vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen des Jüngern, dem die Gefahr, in der er schwebte, schier übernatürliche Kräfte verlieh, denn er wusste sich wider Erwarten des Grossen immer wieder zu erwehren. Unentschieden tobte der Kampf eine Weile hin und her, eng ineinander verkrallt drängte der Grosse bald den Kleinen, dann wieder der Kleine den Grossen an den Rand der Mauer. Manchmal schien es, als ob beide zusammen als ein unlöslicher Knäuel in die Tiefe stürzen würden. Natürlich wickelte sich das alles viel schneller ab, als ich es hier mit Worten schildern kann. Schliesslich aber vermochte der Grössere doch, sich der Umklammerung zu entwinden, den Kleineren über die Mauer hinauszuzukommen.

drängen und auf die Vorlagsteine hinunterzuwerfen. Dann machte er sich schleunigst aus dem Staube.

Als wir Emil wieder auf die Mauer heraufzogen, war sein Gesicht blutüberströmt. Er hatte es sich wirklich, wie wir gefürchtet, an den scharfen Kanten zerschunden und bot einen erbarmungswürdigen Anblick dar, für uns alle eine lebendige Anklage.

Warum waren wir ihm nicht beigestanden? Ja, warum? frage ich mich heute noch. Aus blosser Feigheit? Gewiss, wir fürchteten den brutalen Burschen, der jedem von uns an Kraft weit überlegen und dem jede Rohheit zuzutrauen war; aber ebenso sehr oder noch mehr lähmte uns der Schrecken. Was da vor sich ging, war so unerwartet gekommen und überstieg an Bosheit und Ruchlosigkeit alles, was wir bisher erfahren hatten, dass wir völlig fassungslos und unfähig waren, zu handeln. Wir glaubten zuerst auch gar nicht daran, dass der Grosse mit seiner Drohung ernst machen und Emil über die Mauer hinunterwerfen würde, und vielleicht, wer weiss, hatte er selber diese Absicht zuerst nicht gehabt. Vielleicht brachte ihn erst die Wut darüber, dass der Kleine ihm zu widersprechen und sich zur Wehr zu setzen wagte, um alle Besinnung, denn Zorn macht bekanntlich blind.

Emil war dann längere Zeit bettlägerig und lief auch nachher noch wochenlang mit verbundenem Kopf herum; aber zuletzt heilten auch diese Wunden, wenn auch die eine oder andere unschöne Narbe zurückblieb. Das habe ich erst kürzlich wieder feststellen können, als ich ganz unerwartet mit Emil zusammentraf, nachdem ich ihn über dreissig Jahre lang nicht mehr gesehen und nichts mehr von ihm gehört hatte. Natürlich kamen wir auch auf jenen verhängnisvollen Sommermittag zu sprechen, und ich benutzte die Gelegenheit, ihn zu versichern, dass mir unser damaliges, so schmähhliches Verhalten heute gerade noch so unverständlich sei wie damals, als wir ihm wieder auf die Mauer hinaufhalfen und ihn nach Hause geleiteten. Er winkte lächelnd ab, aber an der Art, wie er es tat, merkte ich, dass diese Wunde noch nicht ganz vernarbt ist.